

Elizabeth Camden

DAS
ANWESEN



KAPITEL 1

Hudson River Valley
Sommer 1898

„Dort unten hat man ihn gefunden, mit dem Gesicht im Wasser“, hörte man eine Stimme. „Der Mann war mausetot.“

Sophie duckte sich hinter die Brombeersträucher, damit sie nicht von der Reisegruppe auf dem alten Pier gesehen wurde. Eigentlich wollte sie den niedrigen Wasserstand nutzen, um Austern zu sammeln, aber als der Fremdenführer mit seiner Gruppe an den berühmtesten Ort am Fluss kam, hatte sie eine Pause eingelegt. Der Ort brauchte die Einnahmen der Touristen. Es machte keinen guten Eindruck, wenn eine Einheimische beim Austernsammeln die wilde Pracht dieses Ortes störte. Sophie schob sich am Abhang ein Stück höher.

Jeden Morgen verließen die Raddampfer das geschäftige New York, vierzig Meilen flussabwärts und zugleich Welten entfernt von der urzeitlichen Landschaft der abgelegenen Bucht im Tal des Hudson River. Die Raddampfer legten hier immer an, damit die Touristen das berühmte Wahrzeichen sehen konnten, das hinter Sophie auf den Klippen der Granitfelsen aufragte. Es war eins der ältesten Gebäude und stammte aus dem Jahr 1635, als die ersten Siedler aus Holland sich in Nordamerika niedergelassen hatten. Wie eine mittelalterliche Burg thronte das düstere Anwesen der Vandermarks seit Jahrhunderten auf diesen windumtosten Klippen. Es war aus grob behauenen Stein gebaut und seine steilen Giebel und weitläufigen Flügel erweckten den Eindruck, als wäre es einem Gemälde der Renaissance entsprungen.

„Man konnte keinen Kratzer an ihm finden“, fuhr der Fremdenführer fort. „Karl Vandermark war ein Mann im besten Alter und niemand hatte eine Erklärung für seinen Tod. War es Mord? Oder Selbstmord? Der Fluch der Vandermarks? Karl Vandermark gehörte zu den reichsten Männern in Nordamerika und war im Dorf sehr

beliebt. Sechzig Jahre ist es nun schon her, dass sein Leichnam gefunden wurde, aber sein Tod ist bis heute ungeklärt.“

Sophie seufzte verärgert. Wieso interessierten sich die Leute immer noch so für diesen Fall? Vielleicht hatte es mit dem Anwesen zu tun, das durch Maler und Fotografen berühmt gemacht worden war. Die konnten dem gespenstischen Reiz des einsamen Hauses einfach nicht widerstehen. Es trug den Namen Dierenpark und war weltberühmt.

Die Dampfschiffe blieben meist eine Stunde, gerade lange genug, damit die Reisenden sich die Beine vertreten und Souvenirs von den Ständen am Pier der Vandermarks kaufen konnten. In wenigen Minuten würden sie wieder an Bord gehen und ihre Fahrt flussaufwärts fortsetzen.

Heute waren es ungewöhnlich viele Touristen. Die meisten drängten sich um den Fremdenführer, aber ein Grüppchen seltsam anmutender Leute stand direkt am Fuße der Klippenwand.

Marten Graaf war der Beste unter den Fremdenführern und er war gut in Form. Er gab seiner Stimme einen besonders geheimnisvollen Unterton, als er einen Jungen beiseitenahm und ihm die genaue Stelle zeigte.

„Der Sohn war es, der den Leichnam fand“, erklärte er. „Nickolaas Vandermark war erst vierzehn Lenze alt, als er seinen Vater im Fluss entdeckte. Die Legende besagt, der Junge hätte das nie verwunden, aber andere vermuten sogar, er habe seinen Vater eigenhändig umgebracht, um an das Erbe von vierzig Millionen Dollar zu kommen. Es gab keinerlei Anzeichen dafür, aber wieso sollte ein kerngesunder Mann auf einmal tot umfallen? Niemand wagte es, Nickolaas Vandermark öffentlich zu beschuldigen, aber irgendetwas Furchtbares war im Gange. Kein Vandermark ist eines natürlichen Todes gestorben und die meisten Leute hier glauben, dass ein Fluch auf der Familie liegt.“

Selbst aus einiger Entfernung konnte Sophie erkennen, dass der Junge zusammenzuckte und den Kopf einzog. Den meisten Touristen gefielen die gruseligen Geschichten über das alte Haus, aber dieser Junge schien besonders empfänglich zu sein.

„Seit dem Tod von Karl Vandermark steht das Haus leer“, sagte der Fremdenführer. „Ein Rechtsanwalt kam und nahm den Jun-

gen mit und seitdem hat kein Vandermark mehr einen Fuß in das Anwesen gesetzt. Kein Möbelstück und noch nicht einmal einen Mantel haben sie mitgenommen, aus Angst, den Fluch über sich zu bringen. Die Kleider hängen noch immer im Kleiderschrank und alle Briefe und Dokumente liegen noch auf den Tischen, unberührt seit dem Tag, an dem die Familie aus dem Herrenhaus floh. Alles ist noch genau wie früher, als wäre die Zeit im Haus stehen geblieben. Seit sechzig Jahren steht das Haus unberührt da und nur ein paar Bedienstete sorgen dafür, dass das Anwesen nicht geplündert wird.“

„Und wieso verkaufen sie es nicht?“, wollte ein Tourist aus der Gruppe wissen.

„Wer würde dieses Haus schon kaufen?“, gab Marten lautstark zurück und schreckte einen Schwarm Krähen auf. Die Vögel flatterten hoch über die Klippen und kreisten krächzend um das Haus.

„Wer sich zu lange in diesem Gemäuer aufhält, auf den geht der Fluch über“, prophezeite Marten den gebannten Zuhörern. „Der erste Hausmeister kam zu Tode, als er über eine Harke stolperte. Der zweite starb an einer Krankheit, die seine Gelenke derart verkrümmen ließ, dass er kaum noch gehen konnte. Die jetzige Haushälterin hat auch schon einen schlimmen Buckel. Und das Mädchen, das ihnen tagtäglich zu essen bringt? Sie war das hübscheste Ding im ganzen Dorf, aber der Fluch hat auch sie heimgesucht.“

Sophie wurde bleich. Dass Marten es wagte, sie in seine Gruselgeschichten hineinzuziehen! Gekränkt duckte sie sich noch tiefer hinter die Brombeerbüsche und hoffte inständig, dass er sie nicht entdeckte. Wenn er jetzt auch noch auf sie zeigte und zu einer weiteren Attraktion für die Touristen machte, würde sie ihm das wirklich übel nehmen.

„Oh ja, selbst Miss Sophie van Rijn, die stets nur wenige Stunden im Haus weilt, hat der Fluch getroffen. Drei Mal war sie verlobt und jedes Mal nahm es ein übles Ende. Ihr letzter Verlobter starb gerade einmal einen Monat vor der Hochzeit. Seine Lunge verkrampfte so sehr, dass er keine Luft mehr bekam. Seitdem nähert sich ihr kein Mann im Dorf mehr.“

Sophie sah zu Boden und wünschte sich, sie könnte auch die Ohren verschließen. Es war schändlich, wie Marten Alberts Tod auslachtete. Albert fehlte ihr noch immer. Er war ein freundlicher

und herzensguter Mann gewesen, der keinen Deut auf den Fluch gegeben hatte. Sie hatten sich auf ihr gemeinsames Leben gefreut und Sophie hatte davon geträumt, Ehefrau, Freundin und Mutter zu werden. Stattdessen hatte sie Albert während seiner letzten, schmerzvollen Monate pflegen müssen.

Wenn er noch lebte, hätte er gesagt, sie solle sich von den Gerüchten nicht die Laune verderben lassen, sondern losziehen und einen anderen Mann suchen. Aber mit jedem Mal fiel ihr das schwerer. Inzwischen war sie sechsundzwanzig Jahre alt und ihre Vergangenheit aus gescheiterten Verlobungen war vielleicht eine faszinierende Anekdote für Touristen, aber für sie nur schmerzvoll.

„Ist er zu einem Arzt gegangen?“, fragte der stille Junge und riss Sophie aus ihren Gedanken. „Der Mann mit der kranken Lunge? Hat er einen Arzt aufgesucht?“

„Aber selbstverständlich!“, erwiderte Marten. „Aber er war unrettbar verloren. Der Fluch hatte ihn fest im Griff und es gab keine Hoffnung.“

Der Junge schien wirklich Angst zu haben und seltsamerweise schien er allein zu sein.

Sophie stand auf. Zwar wollte sie sich keinesfalls als das tragische Opfer dreier geplatzter Verlobungen zu erkennen geben, aber noch weniger konnte sie zulassen, dass Marten ein Kind in Angst und Schrecken versetzte, nur um sein Trinkgeld zu erhöhen. Ihre Röcke schleiften auf dem Boden, als sie ans sandige Ufer trat und sich neben den Jungen stellte. Der Fremdenführer schien überrascht, sie zu sehen, und wurde rot.

„Übertreib es nicht, Marten“, murmelte sie im Vorbeigehen und nahm den Jungen beiseite. Er war hübsch, nicht älter als neun, hatte dunkles Haar und große graue Augen, die unverwandt auf das alte Haus gerichtet waren. Sophie ging er gerade bis zum Ellbogen und sie hockte sich hin, um auf Augenhöhe mit ihm zu reden.

„Keine Angst“, versuchte sie ihn zu beruhigen. „Der Mann denkt sich lauter Geschichten aus, damit sein Trinkgeld schön hoch ausfällt. Du brauchst dich nicht zu fürchten.“

„Aber das Haus sieht ganz schön gruselig aus“, sagte der Junge.

Sophie lachte. „Zum Glück brauchst du dort nicht zu wohnen.“

Heute Abend fährst du mit deinen Eltern wieder nach Hause und schläfst warm und sicher in deinem eigenen Bett. Dann ist alles nicht mehr so schlimm. Wie heißt du, Junge?“

„Pieter“, sagte er. „Pieter mit i.“

„Pieter mit i! Was für ein schöner holländischer Name. Wie der Heilige Petrus. Der war ein guter Mann, nicht wahr? Auch wenn er mal Angst hatte. Man muss sich nicht dafür schämen, wenn man sich fürchtet.“

Der Blick des Jungen war immer noch auf das Haus der Vandermarks gerichtet, aber in seinen Augen sammelten sich Tränen. So schlimm war es doch nun auch nicht. Irgendetwas anderes war hier im Gange.

„Was ist denn los?“, fragte Sophie mit sanfter Stimme. „Das kann doch unmöglich alles von diesem alten Kasten dort oben kommen. Weißt du, mir geht es immer besser, wenn ich mit jemandem darüber reden kann, was mich bekümmert. Du kannst es mir ruhig sagen. Ich werde auch nicht lachen, versprochen.“

Der Junge sah über die Schulter und sie folgte seinem Blick.

Sie wurden beobachtet.

Die Gruppe, die abseits gestanden hatte, war nur wenige Meter entfernt und bedachte Sophie und ihren Schützling mit finsternen Blicken. Nur eine einzige Frau war darunter, eine schüchtern aussehende junge Dame, die genauso viel Angst zu haben schien wie Pieter. Die sechs Männer hatten jeder breite Schultern und einen Stiernacken und sahen aus wie Boxer. Einer der Männer trug einen feinen Anzug, aber das tat seinem furchteinflößenden Eindruck keinen Abbruch. Sophie konnte keinerlei Ähnlichkeit zwischen dem Jungen und den hartgesottenen Fremden ausmachen. Irgendetwas stimmte hier nicht. Sie drehte sich zu Pieter um.

„Bist du mit diesen Leuten hier?“, flüsterte sie.

Er nickte.

„Ist das deine Familie?“

Pieter schüttelte den Kopf und Sophie lief ein Schauer über den Rücken.

„Wo sind denn deine Eltern?“

„Meine Mutter ist tot und mein Vater ist zurück ins Dorf. Er ist sehr wütend.“

Als der tadellos Gekleidete auf sie zukam, wurde Sophie unwohl. „Das ist nicht dein Vater?“, fragte sie.

„Das ist Mr Gilroy. Er ist unser Butler. Er lässt mich nie aus den Augen.“

Sophie stand auf und stellte sich vor den Jungen. Warum hatte er nur solche Angst? Wenn er in Gefahr war, durfte sie ihn nicht im Stich lassen.

Jetzt, wo Mr Gilroy vor ihr stand, schien er noch größer und furchteinflößender. Die edle Kleidung und der gestärkte weiße Kragen gaben ihm eine beeindruckende Aura.

„Ich danke Ihnen, dass Sie den Jungen getröstet haben“, sagte Mr Gilroy mit freundlicher Stimme und leicht britischem Akzent. „Geistgeschichten sind nichts für den kleinen Pieter, fürchte ich. Sie sind allzu freundlich, vielen Dank.“

Konnte man noch höflicher sein? Mr Gilroys samtene Stimme beruhigte ihre angespannten Nerven.

„Gern geschehen. Die meisten Touristen hören die Geschichten über das Anwesen der Vandermarks gern, aber manch einer ist eben etwas sensibler. Sie machen eine Fahrt auf dem Fluss, nehme ich an?“

Mr Gilroy zögerte kurz. „Nicht ganz.“

Sophie wartete auf eine Erklärung, aber der Butler schwieg. Der Tourismus war die Rettung für ihr Dorf gewesen, seit die Vandermarks ihr Anwesen aufgegeben und die Sägemühle, Papierfabrik und die Eisenerzgrube geschlossen hatten. Die Fischerei und die Austern hatten zunächst die Lücke gefüllt, aber im Lauf der letzten zehn Jahre waren auch diese Industriezweige niedergegangen.

Als Sophies holländische Vorfahren im siebzehnten Jahrhundert Amerika besiedelt hatten, war der Hudson River so voller Fische gewesen, dass man nur einen Korb eintauchen musste, um eine Menge Felsenbarsche und Blaubarsche zu fangen. Aber diese Zeiten waren vorbei. In Manhattan hatte man das Ufer mit Fabriken vollgebaut und nun starben die Fische schon weit flussaufwärts und die Austernbänke warfen nichts mehr ab. Seitdem brauchte das Dorf die Einnahmen durch die Touristen, die ins Tal des Hudson River kamen, um die unberührte Natur nördlich der Stadt zu bewundern.

Sophie strich eine blonde Strähne hinters Ohr, die sich im Mor-

genwind gelöst hatte. „Nun, ich hoffe, Sie genießen Ihren Besuch in New Holland. Es ist ein hübsches Dorf und den meisten Reisenden gefallen die Buden und das Essen im Hotel.“

Pieter stampfte mit dem Fuß auf und ließ eine Sandfontäne regnen. „Meinem Vater gefällt es bestimmt nicht. Ihm gefällt überhaupt nichts!“

„Das reicht“, sagte Mr Gilroy streng. „Dein Vater war sehr krank und er tut das Richtige. Aber nicht, um dich zu bestrafen, Junge.“

Zu Sophies Bestürzung machte das bei Pieter alles nur noch schlimmer. Jetzt liefen ihm die Tränen übers Gesicht. „Ich will nach Hause“, schluchzte er. „Ich will wieder bei Grandpa wohnen. Bitte, Mr Gilroy, bitte, können Sie mich nicht nach Hause bringen?“

Sophie konnte nicht anders. Noch nie hatte sie so viel Verzweiflung in einer Kinderstimme gehört. Sie hockte sich hin und legte einen Arm um die schmalen Schultern. „Weine ruhig. Weine, wenn dir das hilft.“

Irgendetwas stimmte nicht mit dem Jungen. Er war kein kleines Kind mehr und doch schluchzte er in aller Öffentlichkeit herum, doch keiner der Erwachsenen schien ein Interesse daran zu haben, ihn zu trösten.

Sie sah Mr Gilroy an. „Kehrt denn der Vater des Jungen bald zurück? Ich weiß nicht, wie lange der Dampfer noch warten wird.“

„Wir sind nicht mit dem Dampfschiff gekommen“, erwiderte Mr Gilroy. „Unsere Kutsche war zu schwer für den Hügel, daher ist mein Dienstherr ins Dorf gegangen, um eine leichtere zu besorgen.“

Sophie blinzelte verwirrt. „Aber was wollen Sie denn dort oben? Dort gibt es nicht viel außer dem Anwesen der Vandermarks und es ist leider nicht für Besucher geöffnet.“

„Für uns wird es öffnen.“

„Nein, tut mir leid, Dierenpark ist gänzlich für die Öffentlichkeit geschlossen. Und das seit sechzig Jahren.“

„Für uns wird es öffnen“, wiederholte Mr Gilroy mit Nachdruck.

Das verhiess nichts Gutes. Diese Reisegruppe war nicht die erste, die enttäuscht vor den Toren des Anwesens kehrtmachen musste, aber es war nun einmal so. Die enge, zerfurchte Straße den Hügel hinauf war gefährlich, und obwohl die Vandermarks genügend

Geld zur Verfügung stellten, damit das Haus instand gehalten und nicht geplündert wurde, war es in keinem präsentablen Zustand.

„Es gibt dort nicht viel zu sehen“, wiegelte Sophie ab. „Im Ostflügel haben sich die Krähen eingenistet. Sie haben die unangenehme Gewohnheit, Fremde anzugreifen. Es gibt im Dorf Postkarten, falls Sie sich dafür interessieren, wie das Vandermark'sche Anwesen von Nahem aussieht.“

„Vielen Dank, aber wir werden in Kürze das Haus besichtigen und benötigen keine Postkarten.“

Sophie ging einen Schritt zurück. Die Bediensteten, die das Anwesen in Schuss hielten, nahmen ihren Auftrag seit Jahrzehnten sehr ernst und hatten fast jeden Fremden konsequent abgewiesen. Fast jeden. Eine Gruppe Reisender in Begleitung eines Butlers musste wohlhabend sein und manchmal machte Sophie eine Ausnahme, wenn derjenige bereit war, eine unverschämt hohe Summe zu bezahlen, nur um einen Blick in das Haus zu werfen. Das Dorf konnte schließlich jede Einnahme gebrauchen.

„In seltenen Fällen kann für besondere Besucher eine Ausnahme gemacht werden“, sagte sie. „Es dauert aber einige Zeit, um alle Vorkehrungen zu treffen. Aber unangekündigten Besuchern ist der Zutritt stets verwehrt.“

„Wir sind keine Besucher“, erwiderte Mr Gilroy unversöhnlich. „Wir sind die Vandermarks. Und wir sind gekommen, um zu bleiben.“



Sophie stolperte den steinigen Pfad bergauf und achtete nicht auf die Büsche und Pflanzen, die gegen ihre Röcke schlugen. Der Weg war ausgewaschen und durch die vielen Ahornwurzeln nicht ungefährlich, aber sie musste sich beeilen. Mr Gilroy hatte ihr gegenüber verlautbart, dass Quentin Vandermark, der Urenkel des Toten im Fluss, gedachte, das Haus zu beziehen. Heute noch!

Das stellte ein gewaltiges Problem dar. Niemand hatte je damit gerechnet, dass die Familie zurückkehrte und, nun ja ... im Laufe der Jahre hatten sich einige Freiheiten eingeschlichen, was das Haus betraf. Zum größten Teil durch sie selbst. Manches davon konnte

sie verstecken, aber sie musste sich beeilen. Sophie hob die Röcke höher. Mit jedem Schritt wurde die Luft besser und die Blätter grüner.

In Dierenpark spukte es keineswegs, ganz anders, als es den Touristen erzählt wurde. Ganz im Gegenteil. Sophie hatte keine Erklärung dafür, aber jeder Quadratzentimeter des Vandermark'schen Anwesens strotzte nur so vor üppiger Kraft. Die Blüten schienen bunter, das Gras weicher und grüner und die Früchte süßer als alles, was es im Dorf zu ernten gab.

Eine Reihe wettergepeitschter Wacholderbäume am Rand des Grundstücks bot einen Windschutz. So war Dierenpark eine geschützte Oase auf der Spitze der Felsen. Das Haus war aus behauenen Granitblöcken erbaut, ein ausladendes Gebäude mit Giebeln, Türmchen und Koppelfenster. Der älteste Teil des Hauses war 1635 errichtet worden, aber im Lauf der Jahrhunderte hatte man immer wieder angebaut und so eins der größten Privathäuser Amerikas geschaffen.

Sophie rannte über die Wiese und platzte durch den Vordereingang ins Haus. Sie lief über den Mittelflur bis zur sonnendurchfluteten Küche, die im hinteren Teil des Hauses lag. Hier war der neueste Anbau des Hauses, der über große Fenster genügend Licht ins Haus ließ. Ein Feuer brannte in der Kochstelle und über dem Arbeitstisch hingen Kupfertöpfe und bündelweise getrocknete Kräuter.

„Die Vandermarks sind hier!“, rief Sophie atemlos und hielt sich erschöpft die Seite. „Schnell, bringt die Sachen für den Verkauf fort und versteckt den Rest.“

Florence Hengeveld stand steif von ihrem Hocker auf. Vor ihr standen noch die halbvollen Tüten mit Plätzchen für Touristen. Ihr Gesicht war faltig wie ein schrumpeliger Apfel und wegen ihres Witwenbuckels konnte die alte Frau, die seit vierzig Jahren Haushälterin auf Dierenpark war, nur langsam gehen. Sie war die „Bucklige“, von der der Fremdenführer gesprochen hatte. Aber Florence war kein Opfer des Vandermark'schen Fluchs. Sie war lediglich alt und alte Frauen bekamen oft einen Buckel.

„Was redest du da?“, fragte Florence. „Der Anwalt der Vandermarks ist da?“

Seit sechzig Jahren hatte der einzige Kontakt zu den Vandermarks über eine Reihe von Anwälten bestanden, die ihnen ihre Löhne zahlten und die jährliche Steuerschuld beglichen. Wieso war die Familie nun auf einmal wieder aufgetaucht? Sophie biss sich auf die Unterlippe und hoffte, dass sie noch nicht wussten, was sie alles für Gerätschaften auf dem Dach installiert hatte.

„Die Vandermarks persönlich. Quentin Vandermark und sein Sohn. Ich dachte, sie würden in Europa leben, aber sie sind zurück und wollen heute noch einziehen. Ihre Kutsche schafft es nicht den Berg hinauf und sie besorgen gerade eine leichtere. Aber sie können jeden Augenblick hier sein. Schnell! Versteck alles, was mit den Touristen zu tun hat. Ich suche Emil.“

„Er arbeitet am Gartenzaun“, sagte Florence und tappte zu einem Küchenschrank. Dort verstaute sie die Tüten mit Spekulatius und Teekuchen.

Sophie lief nach draußen und rief nach Emil Broeder, einem einfachen Mann mit einer schnell wachsenden Familie, zu der Zwillinge und eine kleine, gerade einmal zwei Monate alte Tochter gehörten. Er und seine Familie wohnten im alten Gärtnerhaus am andern Ende des Anwesens.

Sie fand ihn am Zaun, der das Rotwild von Sophies Kräutergarten fernhalten sollte. Sophie schickte ihn unverzüglich ins Haus, um alle Spuren ihres Geschäfts mit den Touristen zu beseitigen.

Das größte Problem aber befand sich auf dem Dach und hier konnte Sophie nichts verstecken. Sie konnte nur darauf hoffen, dass die Vandermarks die Sachen nicht bemerkten, bis sich die Wogen geglättet hatten. Das Anwesen war sehr groß, da würden ihnen die winzigen Gerätschaften, die sie mit Emils Hilfe auf dem Dach installiert hatte, sicher nicht auffallen. Das hoffte sie jedenfalls.

Gerade wegen ihrer Geschichte aus gescheiterten Verlobungen und geplatzten Träumen bedeutete ihr die kleine Wetterstation oben auf der Villa der Vandermarks unendlich viel. Das Dorf starb aus, die wirtschaftlichen Möglichkeiten schwanden, aber wenigstens war Sophie Teil eines landesweiten Experiments, zum ersten Mal überhaupt ein verlässliches System zur Wettervorhersage zu etablieren, in dessen Genuss jeder kommen konnte, der die Zeitung kaufte. Sie hatte nie jemanden um Erlaubnis gebeten, die Wetter-

station aufzubauen, aber das Dach von Dierenpark war eine von dreitausend Beobachtungsstationen, die von Freiwilligen bemannt worden war und die Welt dank ihrer genauen Wetterdaten in einen sichereren Ort verwandelte.

Und sie konnte nur hoffen, dass Quentin Vandermark ihr keinen Strich durch die Rechnung machte.



Sophie hörte die Vandermarks, noch bevor sie sie sah. Das Klappern der Pferdehufe und das Rattern der Kutschräder auf dem steinigem Weg klang Unheil verheißend. Florence hatte Wasser aufgesetzt. Eine Schale mit Sophies Blaubeermuffins und ein Kuchen nach holländischem Rezept standen auf dem Tisch, beide noch warm. Es duftete herrlich nach Vanille.

Sophie saß am Küchentisch und drehte ihre Teetasse zwischen ihren kalten Fingern hin und her. Wieso war sie auf einmal so nervös? Sie hatten doch nichts Verbotenes getan ... oder zumindest nichts, was ihnen von den Vandermarks ausdrücklich verboten worden war. Es war so leicht gewesen, sich in diesem wunderbaren alten Haus heimisch zu fühlen, aber all das würde sich nun ändern. Sechzig Jahre – *sechzig* Jahre! Wie hätte sie ahnen können, dass die Besitzer ohne Vorwarnung auftauchen würden?

Auf der Veranda waren Schritte zu hören. Sophie hatte die Eingangstür bereits aufgeschlossen, weil sie es für anmaßend hielt, Quentin Vandermark dazu zu zwingen, in seinem eigenen Haus um Einlass zu bitten.

Er klopfte nicht. Die Haustür wurde aufgeschlagen und schwere Schritte donnerten über den hölzernen Fußboden.

„Wo ist sie?“ Eine wütende Stimme erfüllte das alte Haus, hallte von den Walnusspaneelen im großen Eingangsbereich wider und ließ Sophies Ohren klingeln.

Sophie sprang auf und ging in die Empfangshalle, wo die Gruppe achtungsgebietender Männer eintrat. Mr Gilroy bedachte sie mit einem angespannten Lächeln. Den Mann, der mit seiner Stimme die Kronleuchter erzittern ließ, hatte sie noch nie gesehen. Er war schlank, stützte sich schwer auf einen Gehstock und schritt unge-

duldig durch die Halle. Seine Haare waren dunkel, die Augen grau und unruhig und sein schmales Gesicht war vor Ärger ganz verkrampft.

„Wo ist sie?“, tönte er noch einmal und humpelte in Richtung des Salons. Mit seinem Stock schlug er gegen die Vorhänge und ließ Staubwolken aufsteigen. Sophie fürchtete schon, die feine Seide würde zerreißen und heruntersegeln.

„Suchen Sie mich?“, fragte sie betont ruhig. Feuer mit Feuer zu bekämpfen war selten hilfreich.

Er fuhr herum und durchbohrte sie mit seinen Blicken. „Sind Sie etwa diejenige, die meinem Sohn Spukgeschichten erzählt hat? Haben Sie ihn derart eingeschüchtert, dass er sich vor Angst nicht mehr aus der Kutsche traut?“

Er sah so respekteinflößend aus, dass es Sophie schwerfiel, seinen Blick zu erwidern. Selbst die stämmigen Männer in der Empfangshalle schienen ihn zu fürchten.

„Ich wage zu bezweifeln, dass ich der Grund für die Angst des Jungen bin, Mr Vandermark.“

Die Augen des Mannes wurden schmal, während er auf sie zukam. Wäre er nicht so wütend gewesen, hätte er sogar recht stattlich ausgesehen. Mit dem hageren Gesicht und den hohen Wangenknochen schien er direkt einem Brontë-Roman entstiegen zu sein. Das passende Temperament hatte er jedenfalls.

„Sind Sie die Person, die mein Heim zu einer widerwärtigen Touristenattraktion gemacht hat? Die Postkarten und Kekse unten am Pier verkauft?“

„Mein Name ist Sophie van Rijjn. Ich bin die Köchin hier, aber ich stehe weder auf Ihrer Gehaltsliste, noch bin ich der Grund für Ihre schlechte Laune. Es wäre mir eine Freude, Sie auf Dierenpark willkommen zu heißen und Ihnen allen etwas zu essen und zu trinken anzubieten. Sie müssen müde sein nach der langen Reise.“

Mr Gilroy trat vor. „Vielen Dank, Miss van Rijjn“, sagte er gelassen und unbeeindruckt vom Wutausbruch seines Dienstherrn. „Sehr aufmerksam von Ihnen.“

Quentin Vandermark tat, als hätte er nichts gehört. Er stützte sich mit beiden Händen auf den Stock und ließ den Blick durch die imposanten Räume schweifen, die beiderseitig von der Empfangs-

halle abgingen. Besonders fasziniert schien er von der Ahnengalerie. Die gepuderten Perücken sahen für den modernen Betrachter etwas sonderbar aus. Was er wohl dachte, hier, zum ersten Mal im Anwesen seiner Familie? Sophie kam seit ihrer Kindheit hierher, aber für Mr Vandermark war alles neu und ungewohnt. Er würde einen Führer brauchen, um sich in den vierzig Zimmern des Hauses nicht zu verlaufen.

„Wenn Sie mir in die Küche folgen wollen, dort ist ein Kessel auf dem Herd und es gibt frische Blaubeermuffins. Verzeihen Sie, dass wir nichts von Ihrer Ankunft wussten, sonst hätten wir selbstverständlich den Salon vorbereitet. Wird Pieter auch dazustoßen?“

Mr Vandermark löste den Blick von den Portraits seiner Ahnen. „Er ist mit seiner Gouvernante in der Kutsche. Ich will ihn nicht im Haus haben, bevor die Grundregeln klar sind. Mein Sohn hat ein schweres Jahr hinter sich und neigt zu Angstattacken. Diese Horrorgeschichten über Vorfahren, die tot im Fluss treiben, und Menschen, die zu Buckligen werden, weil sie dieses Haus betreten, haben augenblicklich aufzuhören. Haben wir uns verstanden, Miss van Rijn?“

„Vollkommen.“

„Und wer auch immer Postkarten mit Fotografien dieses Hauses verkauft, wird dies sofort unterlassen.“

„Aber Künstler und Fotografen haben dieses Haus seit Jahrzehnten als Motiv für ihre Postkarten gewählt. Dafür sind wir nicht verantwortlich.“

Quentin Vandermark holte eine Postkarte aus seiner Mantelinnentasche und wedelte damit vor ihr herum. „Diese Postkarte zeigt das Haus von innen. Jemand hat diese Leute eingelassen und ich verlange zu wissen, wer das war.“

In der Tat, die Postkarte in seiner Faust zeigte den Salon. Sonnenlicht fiel durch die Fenster, frische Blumen standen in Vasen. Um die Größe des Raums darzustellen, stand ein kleines Mädchen neben dem Kamin und hatte einen Strauß Tulpen in der Hand. Die Fotografie war vor über zwanzig Jahren von ihrem Vater gemacht worden und das kleine Mädchen war Sophie selbst, aber sie bezweifelte, dass Mr Vandermark sie erkennen würde.

„Wenn Sie mich fragen, ist diese Fotografie schon Jahrzehnte alt“,

sagte sie. „Ich glaube kaum, dass man jetzt noch den Fotografen ermitteln kann. Es hat seither einige Fluktuation gegeben hier im Haus.“

„Was Sie nicht sagen. Menschen, die über Wurzeln stolpern und sterben oder an furchtbaren Krankheiten zugrundegehen. Ihre Geschichten sind wirklich reizend.“

„Mr Vandermark, die Fremdenführer auf den Dampfschiffen sind allesamt aus Manhattan. Wenn Sie sich über deren Dienste beschwerten wollen, müssen Sie wohl in die Stadt zurückkehren und die Angelegenheit mit ihnen klären. Wir kümmern uns hier nur um das Haus. Florence wird den Tee längst fertig haben. Wenn Sie mir dann bitte folgen würden.“

Sophie wartete nicht auf eine Antwort, aber die schwerfälligen Schritte hinter ihr ließen vermuten, dass die Männer ihr folgten. Florence und Emil erhoben sich, als die Gruppe eintrat. Emil riss schnell seinen Hut vom Kopf und wischte sich nervös die strohblonden Haare aus der Stirn.

„Das ist Florence Hengeveld, Haushälterin hier seit über vierzig Jahren. Und Emil Broeder kümmert sich um das Grundstück, seit er diese Aufgabe vor zwei Jahren von seinem Vater übernommen hat.“

„Tee?“, fragte Florence und hob den Kupferkessel an. Der Duft von Earl Grey erfüllte die Küche. Sophie schnitt derweil Stücke von einem *ontbijtkoek* ab, einem Frühstückskuchen mit Zimt, Ingwer und Muskat.

Mr Vandermark stieß mit dem Fuß einen Hocker unter dem Küchentisch hervor und setzte sich umständlich. Mit verkniffenem Gesicht rieb er sich das Knie und ignorierte den Korb mit frischen Blaubeermuffins, den ihm Florence hinschob.

„Und was ist Ihre Rolle hier?“, fragte er und starrte Sophie dabei an.

Sophie zögerte. Offenbar war noch niemandem die Wetterstation auf dem Dach aufgefallen und jetzt war definitiv der falsche Zeitpunkt, um darüber zu reden. „Meine Mutter war bis zu ihrem Tod Köchin hier. Im Augenblick gibt es keinen echten Bedarf für eine Köchin, aber ich habe schon immer gern gekocht und deswegen lässt mich Florence jeden Tag für die Bediensteten ein Essen machen. Hin und wieder backe ich auch.“

Quentin Vandermark griff ein weiteres Mal in seinen Mantel und warf eine Tüte mit Spekulatius auf den Küchentisch. „Sind Sie dafür verantwortlich?“

Plötzlich war Sophies Mund ganz trocken. Sie war nicht die Einzige, die täglich Snacks an die Touristen am Pier verkaufte, aber ihr Gebäck war das Beliebteste. Sie verkaufte Spekulatius und Kuchen an die Verkäufer, die in den Buden am Pier standen, und gab den Gewinn an ihren Vater weiter. Mit diesem Geld hatte er die Telegrafestation errichtet, die einzige im Dorf.

„Das bin ich, aber ich habe nichts Verbotenes getan“, rechtfertigte sich Sophie. „Die Zutaten bezahle ich selbst und es ist keine Straftat, hungrige Reisende zu versorgen.“

„Dann will ich Ihnen die Straftaten aufzählen, für die ich genügend Beweise habe“, erwiderte er knapp. „Die Bediensteten auf Dierenpark sind schuld daran, dass mein Haus zu einer schändlichen Touristenattraktion verkommen ist. Sie haben sich in aller Öffentlichkeit über die Tragödien in unserer Familie ausgelassen, das nennt man üble Nachrede. Sie haben dieses Haus in einer Weise genutzt, die ich nie genehmigt habe. Und Sie wollen nichts Verbotenes getan haben? Miss van Rijn, lassen Sie mich zählen. Ihr Fehlverhalten ist so tief, so hoch, so weit, als meine Seele blindlings reicht ...“

Seine Fähigkeit, das unsterbliche Sonett von Elizabeth Barrett Browning zu missbrauchen, hätte sie zum Lachen gebracht, wenn er sie nicht so einschüchtern würde. Sie zwang sich, ihrer Stimme nichts anmerken zu lassen.

„Mir ist noch nie jemand begegnet, der einen der schönsten Verse über die Reinheit der Liebe aus dem Stegreif in eine verbitterte Tirade verwandeln kann“, stellte Sophie fest.

Er zog eine Augenbraue hoch. Zum ersten Mal sah sie einen Ansatz von Respekt in seinem attraktiven Gesicht. „Jeder hat sein Talent“, erwiderte er trocken. „Wie viele Touristen haben Sie ins Haus gelassen?“

„Wir lassen keine Touristen ins Haus“, antwortete Sophie und dachte daran, wie sie Mr Gilroy gegenüber erwähnt hatte, besondere Besucher könnten durchaus das Anwesen besuchen. Mr Vandermark stand auf und stakste in den Salon, wo Sophie und die ande-

ren sich ausruhten, wenn das Tagwerk erledigt war. Der Raum war beeindruckend groß und hatte eine Fensterfront, von der aus man den Fluss sehen konnte. Im Kamin aus Ziegelsteinen brannte ein Feuer. Der Tisch vor den Fenstern stand voller Antiquitäten – eine große Platte Delfter Porzellan aus dem siebzehnten Jahrhundert, eine Suppenterrine aus Silber mit Henkeln in Form von Delphinen und sogar einige Kerzenständer aus einem mittelalterlichen Kloster. Vorn stand ein kleines Schild mit Sophies Handschrift darauf.

Berühren verboten.

Es war der Beweis, dass sie Besucher ins Haus gelassen hatten.

Durch Mr Vandermarks Körper ging ein Ruck, als er den Zettel entdeckte. Er griff danach und hielt ihn Sophie hin, während er sich auf seinen Stock stützte.

„Wenn Sie keine Besucher hereinlassen, welcher Bedienstete braucht wohl eine Erinnerung daran?“, fragte er streng.

Sophies Gesicht glühte. Sie musste jetzt beichten, was sie getan hatten, und in seinem Gesichtsausdruck war keine Spur von Mitgefühl oder Freundlichkeit zu erkennen. „In seltenen Fällen lassen wir mitunter besondere Besucher ...“

Er fiel ihr ins Wort. „Und in seltenen Fällen verabredet sich wohl das Dienstpersonal auf Dierenpark, um auf jede erdenkliche Art und Weise das Prinzip der Loyalität zu verraten. Sie sind entlassen. Sie alle! Ich gebe Ihnen zehn Minuten, um mein Grundstück zu verlassen. Ich will Sie hier nie wiedersehen.“

Sophie zuckte zusammen. Dieses Anwesen war ihre Oase, ihr Paradies auf Erden.

Mr Gilroy trat aus dem Schatten. „Mr Vandermark, vielleicht sollten wir nicht voreilig ...“

Sophie hoffte auf eine Galgenfrist. Mr Vandermark humpelte zurück in die Küche, wo er mit verzerrtem Gesicht auf den Hocker sank. Er war aschfahl geworden. Auf seiner Stirn glänzte Schweiß, und als er ihn mit einem Taschentuch abtupfte, merkte Sophie, dass seine Hand zitterte. Vielleicht war es nur Einbildung, aber sie hatte den Eindruck, er flüchtete vor einer Lawine aus Schmerz und Sorgen.

„Loyalität ist für mich unabdingbar“, sagte er erschöpft und dumpf. „Dieses Haus soll ein sicherer Ort für meinen Sohn wer-

den und ich traue niemandem von Ihnen über den Weg. Der Missbrauch von Dierenpark geht offensichtlich seit Jahrzehnten. Ich will Sie hier nicht mehr sehen. Gehen Sie mir aus den Augen. Sie alle.“

Hinter ihr ächzte Emil Broeder, als hätte man ihm einen Schlag in die Magengrube versetzt. Emil hatte sein ganzes Leben hier verbracht. Wie sollte er seine Frau und seine drei Kinder innerhalb von zehn Minuten vom Grundstück bringen? Und wohin sollten sie gehen?

Florence hatte es noch schlimmer getroffen. Die alte Frau sackte auf einen Stuhl und ließ den Kopf hängen. Florence hatte den größten Teil ihres Lebens in diesem Haus gewohnt. Sie weinte still vor sich hin.

Sophie wurde bleich, als zwei der furchteinflößenden Männer auf sie zukamen. Instinktiv ging sie einige Schritte zurück. Noch nie war sie derartig mit Blicken eingeschüchtert worden.

„Schon gut“, sagte sie leise und legte ihren Mantel über den Arm. „In der Speisekammer gibt es genügend Essensvorräte und auf der Terrasse hinterm Haus ist Feuerholz gestapelt. Ich helfe Florence nur, ihre Sachen einzusammeln, und dann sind wir auch schon weg.“

Aber sie würde gleich morgen früh wiederkommen. Es musste einen Weg geben, Quentin Vandermarks Verbitterung zu entkräften. Sie brauchte nur ein bisschen Zeit, um ihren Angriff vorzubereiten. Ihre Waffen bestanden nicht aus bedrohlichen Leibwächtern oder schäumender Wut. Auf seinem Niveau würde sie nicht kämpfen. Aber das hieß nicht, dass sie kampfflos das Feld räumte. Die wahre Schlacht begann morgen früh und sie war niemand, der vorschnell aufgab.

KAPITEL 2

„Ich hab Angst im Dunkeln.“

Quentin schluckte seinen Ärger hinunter. „Ich weiß, Pieter, aber wir finden sicher gleich die Kerzen und machen das ganze Haus hell. Komm, setz dich zu mir.“

Sie waren in der Küche. Die untergehende Sonne hüllte den Raum in ein gespenstisch rötliches Licht. Pieter warf sich missmutig auf die Küchenbank und traf dabei versehentlich Quentins schlimmes Bein. Der Schmerz schoss vom Schienbein übers Knie bis in die Hüfte und ins Rückgrat. Quentin wurde fast schwindlig vor Schmerz, aber er ließ sich nichts anmerken.

„Mr Gilroy sucht die Lampen“, sagte er, sobald er seine Stimme wieder unter Kontrolle hatte. „Wir bleiben hier, bis er sie gefunden hat.“

Es war höchste Zeit, dass Pieter seine Angst vor der Dunkelheit verlor. Es gab keine Kobolde und Geister in den dunklen Ecken. Pieters Fantasie brauchte nur den kleinsten Anlass. Seit der Sache letzten Sommer schlief er nur noch, wenn ein Licht in seinem Zimmer brannte, dabei sollte ein neunjähriger Junge derartige Krücken nicht brauchen müssen.

Er fuhr durch Pieters weiches Haar und gab ihm einen Kuss auf den Kopf. Dieses Kind großzuziehen, war die wichtigste Aufgabe seines Lebens, aber bisher war sie nicht von Erfolg gekrönt. Mit Umhättscheln waren Pieters Ängste nicht besser geworden. Auch die endlose Reihe von Ärzten und Spezialisten, die sein Großvater angeheuert hatte, konnten nichts ausrichten. Das Einzige, was nun noch blieb, war, Pieter zu zwingen, sich seinen Ängsten zu stellen. Quentin lief die Zeit davon.

Der Grund dafür war einfach: Er würde nicht mehr lange leben. Mit jeder Operation wurde sein Bein schlimmer und der letzte Arzt hatte ihn gewarnt, dass sein Körper ihm in weniger als zwei Jahren den Dienst versagen würde. Wie sollte er in so kurzer Zeit aus dem Jungen einen erwachsenen Mann machen?

Der ganze Tag war eine einzige Katastrophe gewesen. Seit Monaten hatte er Pieter darauf vorbereitet und versucht, ihm die Gruselgeschichten seines Großvaters über den Familienfluch und das verunschene Haus auszureden. Pieter war der festen Überzeugung, dass auch er ein Opfer der Pechsträhne sein würde, die ihre Familie seit Generationen plagte. Der Junge hatte heute Morgen geweint, als klar geworden war, dass sie an diesem Tag nach Dierenpark ziehen würden, dem Anwesen, das ihn sein Großvater fürchten gelehrt hatte. Quentin hatte den Jungen mit auf den Hotelbalkon hoch über dem Central Park genommen und ihm erklärt, dass es keinen Familienfluch gab. Es war alles nur ein Hirngespinnst von eifersüchtigen Leuten, denen das Unglück Wohlhabender Vergnügen bereitete. Es hatte fast eine Stunde gedauert, aber endlich war Pieter ruhig geworden und hatte eingewilligt, das Hotel zu verlassen.

Dann hatte es die Probleme mit der Kutsche gegeben. Als Quentin gezwungenermaßen im Dorf eine neue besorgt hatte, hatte dieser Fremdenführer mit seinem makabren Gewäsch Pieters Kopf wieder mit finsternen Geschichten gefüllt. Und dann hatte Quentin dummerweise alle Bediensteten an die Luft gesetzt, ohne zuvor in Erfahrung zu bringen, wo das Essen, der Abort oder die Kerzen waren.

Wenigstens hatten sie keinen Hunger mehr. Ein Topf mit Suppe hatte köchelnd auf dem Herd gestanden und die Mischung aus Gewürzen, zartem Gemüse und saftigem Rindfleisch hatte Quentins Gaumen verzaubert wie selten zuvor. Er hatte in den besten Restaurants Europas gespeist, aber diese Suppe war eine Klasse für sich gewesen. Und dieser holländische Gewürzkuchen ... bei acht hungrigen Männern, Pieter und seiner Gouvernante hatte jeder nur eine Scheibe abbekommen, aber er war köstlich gewesen. Die Anspannung im Raum hatte nachgelassen, die Männer hatten gelächelt und für ein paar Augenblicke hatte es sich so angefühlt, als hätte er die richtige Entscheidung getroffen.

Dann war die Sonne untergegangen und Pieters Angst vor dem Dunkeln hatte ihn gewahr werden lassen, dass sie überhaupt nicht wussten, wo sich die Lampen befanden. Die wachsende Dunkelheit ließ alles unheimlich wirken, aber Quentin bestand darauf, dass sie auf Dierenpark blieben, selbst wenn keine Lampen gefunden wur-

den. Der Wechsel auf das ursprüngliche Anwesen der Vandermarks war zu wichtig, um jetzt vorschnell aufzugeben.

„Es gibt keinen Grund, im Dunkeln Angst zu haben. Die Erde hat sich von der Sonne weggedreht, damit die Menschen in China und Indien auch Licht bekommen. Es ist nichts Böses daran. In ein paar Stunden ist die Sonne wieder da.“

„Aber Grandpa sagt, nachts kommen die Koolde aus den Sümpfen und suchen Kinder, die sich ausgesperrt haben. Und sie tanzen im Kreis auf den Wiesen.“

„Und das glaubst du?“

Pieter nickte. „Deswegen wachsen Pilze auch im Kreis über Nacht. Hat Grandpa gesagt.“

Quentin seufzte. Pieters Großvater hatte sich fast das ganze vergangene Jahr um Pieter gekümmert, während Quentin sich von seiner letzten Operation erholte, und Nickolaas Vandermark hatte bei dem leichtgläubigen Pieter offensichtlich die Saat des Aberglaubens zum Aufgehen gebracht. Eigentlich war Nickolaas Pieters Urgroßvater, aber der Junge nannte ihn nur Grandpa. Pieter glaubte jedem und alles und jetzt musste Quentin den Schaden wiedergutmachen.

„Pieter, sprich mir nach. Wenn ich es nicht sehen oder anfassen kann, dann existiert es nicht.“

Pieter tat, wie ihm geheißen, aber aus seiner Stimme klang Zweifel.

„Die Welt ist ein berechenbarer und rationaler Ort. Die Wissenschaft sagt uns auf die Minute genau, wann die Sonne auf- und wann sie untergeht. Es lauern keine Koolde in dunklen Ecken und es gibt auch keinen Familienfluch, der unschuldige Menschen heimsucht.“

„Aber wieso ist Mutter dann gestorben?“

Quentin wandte sich ab, um seine Gedanken zu sammeln. Das Letzte, worüber er jetzt diskutieren wollte, war Portias Tod, der zumindest in Teilen auch noch auf ihre eigene unlogische Angst vor dem vermaledeiten Familienfluch zurückging. Er musste Pieter diese giftigen Gedanken austreiben. Es blieb ihm nur noch wenig Zeit, um aus dem Jungen einen Mann zu machen. Und wenn er dafür bis zum Sonnenaufgang neben ihm sitzen bleiben musste, dann war er auch dazu bereit.

„Deine Mutter ist an Cholera gestorben, nicht wegen eines lächerlichen Fluchs“, sagte er geduldig. „Und jetzt noch einmal: Wenn ich es nicht sehen oder anfassen kann, dann existiert es nicht.“ Die Welt funktionierte nach wissenschaftlichen Prinzipien. Das Gerede vom Familienfluch war nichts als Aberglaube.

Inzwischen war es dunkel geworden. Quentin richtete sich auf eine lange Nacht ein. Seit dem Tod seiner Frau schien sein Leben nur noch aus Finsternis und Verzweiflung zu bestehen, aus einem Warten auf den Morgen, der nie kam. In einer vollkommenen Welt würde er Pieter versprechen, dass Freude und Sonne wiederkehren würden. Er würde ihm beibringen, dass man allein durch Rechtschaffenheit und Gottvertrauen eine sichere und gute Welt schaffen konnte, aber Quentin hatte schon lange aufgehört, an Märchen zu glauben.



Am Morgen war Quentin erschöpfter als zuvor. Pieter war bei jedem Knarzen, das aus dem alten Haus kam, hochgeschreckt. Quentin hatte versucht ihm zu erklären, welche Auswirkungen Temperaturschwankungen auf die Baumaterialien eines Hauses hatten, aber Pieter hatte gleich Geister oder Einbrecher vermutet. Und gerade, als sie endlich eingeschlafen waren, war ein Gewitter übers Tal gezogen und hatte sie bis zum Sonnenaufgang wachgehalten.

Donner gehörte ebenfalls zu den Dingen, vor denen Pieter Angst hatte. „Wenn man in einen Spiegel schaut, während es donnert, dann sieht man einen Geist. Hat Grandpa gesagt.“

Quentin war wie gerädert und quälte sich aus dem Bett. Pieter war endlich eingeschlafen, aber er war begierig darauf, Dierenpark zu erkunden.

Das Haus machte trotz seiner gewaltigen Größe einen gemütlichen Eindruck. Als Architekt sah er natürlich sofort, wo irgendein übermütiger Vorfahre einen Raum oder einen ganzen Flügel hatte anbauen lassen. Die Zimmer, die noch aus dem siebzehnten Jahrhundert stammten, hatten niedrige, mit Balken versehene Decken und wirkten dadurch fast anheimelnd. Die Räume aus dem achtzehnten Jahrhundert strahlten mit ihren hohen Decken, gips-

verputzten Wänden und ihrer Größe eine steife Förmlichkeit aus. Irgendwann hatte jemand eine Orangerie anbauen lassen, deren gläserne Wände die Sonne einfingen und eine Temperatur schufen, in der tropische Gewächse und Orchideen gediehen.

Sosehr sich Quentin auch über die Bediensteten ärgerte, an ihrer Arbeit im Haus gab es nichts zu beanstanden. Alles war in bestem Zustand. Die Ledereinbände der alten Bücher in den Regalen waren sauber und geölt. Das Tafelsilber und die Kristallgläser in den Geschirrschränken waren poliert. Der Schreibtisch in der Bibliothek war mit Papieren bedeckt, die seit sechzig Jahren niemand angerührt hatte.

Nachdem er den größten Teil des Erdgeschosses erkundet hatte, befand er den großen Salon neben der Küche als besten Ort zum Arbeiten. Er gehörte zum älteren Teil des Hauses, hatte eine niedrige Decke und war mit Polsterbänken und Tischen ausgestattet. Aus manchen Rautenfenstern konnte man den Fluss sehen. Das Glas war leicht gewellt und stammte offensichtlich auch aus dem siebzehnten Jahrhundert. Die leicht verzerrte Sicht ließ den Fluss im Morgenlicht noch stärker glitzern.

Mr Gilroy half ihm, auf einem Tisch am Fenster Skizzenpapier auszulegen, und Quentin vertiefte sich in seine Arbeit. Zuvor bat er Mr Gilroy, Pieter zu ihm zu schicken, wenn er angezogen war.

„Sind Sie sicher, dass Pieter dabei sein soll?“, fragte Mr Gilroy mit höflicher Stimme. „Er erscheint mir etwas jung, um die Kunst des Abreißens zu erlernen.“

„Es ist wichtig, dass Pieter mich bei der Arbeit sieht“, erwiderte Quentin. Vor allem, weil er so viele Monate wie ein nutzloser Krüppel im Krankenhaus verbracht hatte. „Ich werde nicht zulassen, dass aus meinem Sohn einer dieser nichtstuenden Reichen wird. Er kann jeden Beruf wählen, den er will, nicht aber ein Leben im Müßiggang.“

Trotz seiner Krankheit war Quentin stets als Architekt beschäftigt gewesen. Er konnte zwar nicht mehr auf die Baustellen fahren und die Arbeiten überwachen, aber auch vom Krankenbett aus konnte man Skizzen und Pläne entwerfen. Jetzt, wo er wieder gehen konnte, wollte er Pieter so schnell wie möglich mit den Grundlagen der Architektur und der wissenschaftlichen Arbeitsweise vertraut machen.

Er nippte an seinem furchtbaren Kaffee. Keiner von ihnen hatte gewusst, wie man mit dem Apparat in der Küche umgehen musste, und obwohl Mr Gilroy schließlich die neumodische Apparatur in Gang bekam, schmeckte der Kaffee nur bitter. Quentin nahm noch einen Schluck und versuchte, den Kaffeesatz nicht zu schlucken. Wie konnten zwei intelligente Männer daran scheitern, Kaffee zuzubereiten?

Das Geläut von Glöckchen zerbrach die Stille. Quentin verschluckte sich. Die Glöckchen waren irgendwo hinter ihm in der Wand. Eine Türglocke? Mr Gilroy sah genauso erschrocken aus, machte sich aber zur Eingangstür auf.

„Die Vandermarks sind nicht zu sprechen“, hörte Quentin seine Stimme. Wer war so dreist, morgens um acht bei ihnen zu läuten? Mit seinem kultivierten britischen Akzent klang John Gilroy fast wie der Butler der Queen.

„Ich möchte die Vandermarks gar nicht sprechen“, erklang eine weibliche Stimme. „Ich müsste nur einmal kurz auf das Dach steigen.“

Es war die Stimme der blonden Frau von gestern. Auch wenn sie ihn ziemlich wütend gemacht hatte, musste er zugeben, dass sie vermutlich die hübscheste junge Dame war, die er diesseits und jenseits des Atlantiks gesehen hatte. Mit ihren flachsblonden Haaren und den tiefblauen Augen gehörte sie auf eine Alm und in eine weiße Bluse mit Schnürmieder. Ihr Gesicht war herzförmig und ihre Nase klein und schmal. Er war gestern ein wütender Bulle gewesen, aber sie hatte sich nicht einschüchtern lassen.

„Das besprechen Sie besser mit Mr Vandermark“, sagte Mr Gilroy. „Seine Anweisung, das Angestelltenverhältnis des Dienstpersonals aufzuheben, war recht eindeutig.“

„Aber ich gehöre nicht zum Dienstpersonal. Ich arbeite für die amerikanische Regierung. Und ich muss bitte aufs Dach.“

„Gilroy, schicken Sie sie her!“, rief Quentin.

Kurz darauf stand sie vor ihm, wenn auch leider nicht in Tracht. Trotzdem sah sie in ihrem einfachen Kleid und dem zu einer Seite geflochtenen Zopf hinreißend aus. Es ärgerte Quentin, dass sie gleich am Morgen schon so hübsch war.

„Miss van Rijn, richtig?“

„Ja, aber hier nennen mich alle nur Sophie.“

„Also schön. Sophie, Sie sind entlassen.“

Mit einem Lächeln setzte sie einen abgedeckten Korb auf den Tisch. „Ich habe Ihnen ein paar Scones mitgebracht. Mit Mandeln.“

„Zu gütig. Lassen Sie sie hier, aber Sie sind trotzdem entlassen.“

„Aber ich habe nie für Sie gearbeitet. Da können Sie mich doch schlecht entlassen, oder?“ Sie trat näher an den Tisch und sah sehnsüchtig aus dem Fenster. „Diese Zeit des Tages mag ich am liebsten. Dann stehe ich oft genau hier, wo man die Goldfinken in den Birken beobachten kann. Hier trinke ich eine Tasse Kaffee und sehe der Sonne beim Aufgehen zu. Es ist ein wunderbarer Ort, um sich zu sammeln und dankbar für das Leben zu sein.“

Quentin musste sich zwingen, nicht mit den Augen zu rollen. „Miss van Rijn, ich möchte Sie in Kenntnis darüber setzen, dass ich äußerst allergisch auf Ihre rehägige Sentimentalität reagiere. Mit so viel zuckersüßem Optimismus am frühen Morgen sind wir alle in kürzester Zeit komatös.“

Sie legte ihren hübschen Kopf schief. „Ich weiß zwar nicht, was Sie gerade gesagt haben, aber ich vermute, das sollte eine Beleidigung sein. Sind Sie sicher, dass Sie keinen Scone möchten?“

Er setzte einen unbeteiligten Gesichtsausdruck auf. Es war eine Unverfrorenheit sondergleichen, hier aufzukreuzen, nachdem sie bereits gestern entlassen worden war, und doch war sie mit Leichtigkeit an Mr Gilroy vorbeigeschlüpft und schwatzte ihn wie eine Schnattergans voll. Entweder sie war sehr umtriebig oder genau das, wonach sie aussah: ein einzelnes, naives Gänseblümchen mitten auf einer Wiese, das geradezu danach bettelte, für eine Schießübung missbraucht zu werden. Normalerweise hatte er wenig übrig für Menschen, die scheinbar immer gut gelaunt waren, aber irgendetwas an ihr war ungeheuer anziehend. Weichkochen ließ er sich davon aber nicht.

„Ich warte immer noch auf eine Erklärung für Ihren völlig unwillkommenen Besuch.“

„Ich muss aufs Dach, um nach der Wetterstation zu sehen. Jeden Morgen notiere ich die Messwerte. Es gab heute Nacht ein Gewitter und deshalb muss ich umgehend den Regenmesser kontrollieren.“

„Eine Wetterstation? Ich verstehe nicht ganz.“

„Das ist hochinteressant. In der Regierung gibt es eine neue Behörde, das Wetteramt, und sie haben Tausende von Stationen über das Land verstreut errichtet, deren Klimadaten von Freiwilligen festgehalten werden. Wenn ich alle Messungen durchgeführt habe, telegraphiere ich die Ergebnisse nach Washington. Dort übertragen Wissenschaftler sie auf riesige Karten und verwenden sie für die Wettervorhersage. Wenn sich etwas zusammenbraut, geben diese Leute Alarm und sie sind schon ziemlich gut darin geworden.“

All das klang ehrenhaft, aber es wurmte ihn, dass diese Aktivitäten ohne seine Erlaubnis auf dem Gelände der Vandermarks vor sich gingen.

„Und was genau befindet sich auf meinem Dach?“

Jetzt hatte sie zum ersten Mal den Anstand, etwas betreten auszu sehen. „Nur ein kleiner Schuppen aus Metall, damit die Gerätschaften vor Wind und Regen geschützt sind. Es gibt ein Barometer, ein Thermometer, eine Wetterfahne und einen Regenschirm. Ich brauche nicht lange. Wenn Sie mich kurz entschuldigen würden.“

„Nichts da. Das Einzige, was Sie tun werden, ist dafür zu sorgen, dass diese Gerätschaften von meinem Dach verschwinden. Wie vermessen von Ihnen, auf meinem Grund und Boden ein privates Unternehmen zu eröffnen!“

„Aber es ist kein Unternehmen. Ich bin Freiwillige. Es gibt dreitausend Wetterstationen in diesem Land und die Regierung kann uns nicht bezahlen. Deswegen tun wir es ja ohne Bezahlung.“

„Dann sind Sie, mit Verlaub, selten dämlich. Wenn der Regierung an Ihrer Tätigkeit gelegen wäre, würde sie einen Weg finden, Sie zu bezahlen. Ich werde nicht zulassen, dass Sie hier jeden Morgen durchs Haus stapfen. Suchen Sie sich einen anderen Ort, um die barmherzige Samariterin zu spielen. Und jetzt verschwinden Sie. Das ist Hausfriedensbruch.“

Sie wurde rot, ein Zeichen dafür, dass er ihr an die Nieren ging, was gut war. Sie hatte großen Anteil an diesem schändlichen Missbrauch seines Eigentums und es war nur richtig, dass sie sich dafür schämte.

Aber stattdessen schien sie es mit ihm aufnehmen zu wollen.

„Sir, ich komme seit neun Jahren jeden Tag hierher, um die Wetterdaten aufzunehmen. Jeden Tag, ohne Ausnahme. Ob es stürmt

oder schneit. Ob Ostern ist oder Weihnachten. Ich bin gekommen, wenn ich mit Grippe darniederlag und kaum einen Fuß vor den anderen setzen konnte. Ich kam an dem Tag, als meine Mutter starb, und auch, als sie begraben wurde. Vielleicht fällt es manchen Menschen schwer, Loyalität zu verstehen, aber da draußen gibt es Tausende Bauern und Matrosen, die sich darauf verlassen, dass ich die Wetterdaten aufnehme und nach Washington telegraphiere. Sie verlassen sich darauf, dass die Wettervorhersage nicht nur auf abergläubischen Spekulationen beruht. Ich werde nicht zulassen, dass ein wohlhabender, privilegierter Eigenbrötler wie Sie mich davon abhält, meine Pflicht zu tun.“

Quentin zuckte mit keinem Muskel. Er ließ sich nichts anmerken, sondern starrte sie nur an, bis sie klein beigab und anfang, nervös von einem Fuß auf den anderen zu treten.

„Gehen Sie und machen Sie Ihre Messungen“, sagte er leise.

So, wie sie kurz nach Luft schnappte, schien sie überrascht zu sein, aber in Wirklichkeit hatte sie keinen Grund dazu. Wenn sie ihn kennen würde, wüsste sie, dass er sein ganzes Leben dem Sieg der Wissenschaft über Aberglauben und Quacksalberei gewidmet hatte. Über das Wetteramt wusste er nur wenig, aber wenn die Männer in Washington ihre Arbeit auf echten Fakten basieren ließen, wollte er ihnen nicht im Wege stehen.

„Nun gehen Sie schon!“

Sie schenkte ihm ein kurzes Lächeln und huschte in Richtung Flur. Quentin ballte eine Faust und ärgerte sich darüber, wie viel Eindruck ihr Lächeln bei ihm hinterließ. Einer jungen Frau wie Sophie van Riijn machten sicher lauter gesunde junge Männer den Hof, wenn nicht sogar das halbe Dorf. Das Letzte, was sie brauchte, war ein verkrüppelter, verbitterter Einsiedler, der noch nicht einmal ohne Stock auf beiden Beinen stehen konnte.

Kaum hatte sie die Tür geschlossen, warf Quentin Mr Gilroy einen Blick zu. „Folgen Sie ihr. Finden Sie heraus, was dort oben ist.“